

KUNST CHRONIK

MONATSSCHRIFT FÜR KUNSTWISSENSCHAFT
MUSEUMSWESEN UND DENKMALPFLEGE

61. JAHRGANG Juli 2008 HEFT 7

HERAUSGEGEBEN VOM ZENTRALINSTITUT FÜR KUNSTGESCHICHTE IN MÜNCHEN
MITTEILUNGSBLATT DES VERBANDES DEUTSCHER KUNSTHISTORIKER E.V.
VERLAG HANS CARL, NÜRNBERG

Tagungen

Legitimiert durch Repräsentation? Kulturelle Integrationsstrategien von Außenseitern und Aufsteigern in Mitteleuropa vom 14. bis 18. Jahrhundert

Leipzig, Universität, 7./8. Dezember 2007. Veranstalter: Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas

Der von Jiří Fajt, Jaroslava Hausenblasová, Tomasz Torbus und Uwe Tresp geschickt gewählte Fokus erhellte Strukturprobleme höfischer Lebenswelt und Repräsentation. Die Karrieren und Repräsentationsstrategien von Außenseitern und Aufsteigern können deswegen besonders aufschlußreich sein, weil in Gesellschaften von verhältnismäßig statischem Rangdenken, wie es vormoderne Gesellschaften in der Regel waren, derjenige, der Normen und Hierarchien durchbricht, besonders herausgefordert ist, die vorgegebenen Erwartungen zu erfüllen, um nicht *a priori* abgestoßen zu werden. Was an (und sei es auch nur latenten) Erwartungen in einer (Teil-)Gesellschaft kursiert, wird im Falle des Normbruchs besonders gut erkennbar, weil hier ein besonderer, bewußter Wille zur Norm-

erfüllung vorausgesetzt werden kann, der auch zu Übererfüllung und manchmal daraus folgender Abstrafung führen kann.

Eingeladen waren v. a. Historiker und Kunsthistoriker, zunächst einmal zu Recht in dieser Beschränkung und dieser Kombination, denn in den sehr dichten und offenen Diskussionen erwies sich, daß gerade im Fall der Repräsentationsstrategien die Fächer ohne einander nicht sein können: Stilistische, ikonographische, generell bildsprachliche Anteile erschließen sich Historikern oft nicht, während Kunsthistoriker allzu oft die konkrete, nur aus Schriftquellen zu ziehende Lebenswirklichkeit der Höfe inklusive der so wichtigen Symbolik des Zeremoniells – trotz gegenteiliger Beteuerungen – nicht genau genug untersuchen. Das GWZO bietet für sol-

che Gespräche seit über zehn Jahren einen erprobten Rahmen, und man wünschte sich nur, daß auch auswärtiges Publikum sich in größerer Zahl anlocken ließe.

Die meisten Referierenden berichteten über Modellfälle, anhand derer sie zunächst zwei grundsätzliche Möglichkeiten des Aufstiegs zur Sprache brachten: zum einen langfristig angelegte Karriere-Prozesse, die oft mit der Entstehung neuer Herrschaftsstrukturen oder zumindest mit dem Bekleiden neuer Ämter oder Positionen einhergehen, zum andern sehr rasche Aufstiege einzelner Personen, die zunächst zu großen Erfolgen führen können, aber oft im Absturz enden.

Zunächst zu den zumindest »mittelfristigen« Vorgängen, wie sie in der von einer recht festgefügtten Adelschicht geprägten Gesellschaft des europäischen Mittelalters und der Frühen Neuzeit typisch scheinen. Vertreter einer aufsteigenden Familie oder Dynastie haben eine bestimmte Stufe erreicht und nutzen die Gunst einer besonderen Stunde, um den nächsten Schritt zu tun. In dieser Hinsicht waren fast alle in Spätmittelalter und Früher Neuzeit dominierenden Dynastien Aufsteiger: Habsburger, Wittelsbacher, Luxemburger, je begünstigt durch das Wahlkönigtum des Heiligen Römischen Reichs. Das ausgeprägteste Beispiel eines solchen langsamen Aufstiegs über Jahrhunderte hinweg sind die Hohenzollern, die nicht umsonst mehrfach zum Thema von Beiträgen wurden, weil sie immer wieder neue Aufstiege schafften. Den Höhepunkt dieser Karriere erreichten sie bekanntlich (und dann vielleicht sogar schon zur Unzeit) 1871.

Zu Beginn untersuchte Jiří Fajt/Leipzig, Berlin (*Im Spannungsfeld zwischen dem Patriziat und dem kaiserlichen Hof. Die Hohenzollern und die Freie Reichsstadt Nürnberg in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts*) die Position der Hohenzollern im Nürnberg der beginnenden Herrschaft des Luxemburger-Kaisers Karl IV., der, selbst gleichsam ein Aufsteiger, seine Position in der Reichsstadt zunächst finden mußte, dann rasch durch großzügige

Zugeständnisse an das patrizische Stadtreigement ausbauen konnte. Dabei bildeten sich Züge einer kaiserlichen Residenz mit zeitweiliger Hofhaltung heraus, die sich u. a. in der Anwesenheit eines ständigen Hofmalers, des Nürnbergers Sebald Weinschröter, manifestiert. Mit gutem Grund schreibt ihm Fajt die (im Zweiten Weltkrieg vernichteten) Wandmalereien in der Moritzkapelle nördlich von St. Sebald zu, die die Geburt des Thronfolgers Wenzel allegorisch und christomorph überhöhten. Das zur Taufe Wenzels bestellte Wandbild war von so eindeutig herrscherlicher Ausrichtung, daß nur der Hofmaler als Schöpfer in Frage kommt. Die beiden in Nürnberg rivalisierenden Mächte – die Stadtreigierung einerseits, die Burggrafen aus dem Hause Hohenzollern andererseits – spielte Karl geschickt gegeneinander aus, zumal er auf beide Seiten angewiesen war: Mit den Burggrafen mußte er einen *modus vivendi* finden, da diese längst im Begriff waren, rings um Nürnberg einen Territorialstaat aus dem Erbe der Grafen von Abenberg (mit den Burgen Abenberg und Cadolzburg und dem Hauskloster Heilsbronn) sowie der Herzöge von Andechs-Meranien (Bayreuth, Plassenburg und Kulmbach) zu bilden. Dem setzte Karl ein eigenes, neu organisiertes Gebiet im östlichen Mittelfranken und der Oberpfalz, das später so benannte Neuböhmen entgegen. Und die Unterstützung der Nürnberger suchte Karl schon aus finanziellen Gründen, scheinen doch seine aus der Reichsstadt nach Prag geholten Höflinge (insbesondere Mitglieder der Familie Stromer) auch den kaiserlichen Finanzen aufgeholfen zu haben. In der Hauptpfarrkirche der Stadt repräsentierten die führenden Mächte noch in einer einheitlichen und klar hierarchisierten Form, nämlich dem bedeutenden Glasmalereizyklus, der schon mit dem aufwachsenden neuen Hallenchor, also noch unter Karl IV. in den 1370er Jahren, begonnen worden und mit der Weihe am 28. August 1379, nun unter König Wenzel, in seinen wesentlichen Teilen fertig gewesen sein



Abb. 1
Žirovnice/Serowitz,
Burgkapelle (Šimůnek)

dürfte: Hier stehen an der Spitze das Fenster des Kaisers, flankiert von denen des zuständigen Bamberger Bischofs und der Burggrafen (alle zu Beginn des 16. Jh.s ersetzt), umgeben dann von den elf Patrizier-Fenstern, in denen sich offenbar die wichtigsten Familien in einer ausgeklügelten Rangfolge präsentieren durften (vgl. hierzu grundlegend neuerdings auch: WEILANDT, Gerhard: *Die Sebalduskirche in Nürnberg. Bild und Gesellschaft im Zeitalter der Gotik und Renaissance*. Petersberg b. Fulda 2007. – SCHOLZ, Hartmut: *St. Sebald in Nürnberg*. Regensburg 2007 [Meisterwerke der Glasmalerei 3]). Aber ansonsten scheinen die Burggrafen in Nürnberg, was ihre Repräsentation angeht, nicht mehr recht »einen Fuß auf den Boden« bekommen zu haben. Freilich blieb von ihrer Burg nach Zerstörung durch die Stadt Nürnberg nichts, die von ihnen bevorzugte Egidienkirche ist samt Ausstattung im 18. Jh. zerstört oder barockisiert worden. Hat also die Stadt die Erinnerung an die Burggrafen vorsätzlich getilgt? Auffällig ist, daß sich beide Seiten an dem von Karl IV. (und Weinschröter) vorgegebenen Stil orientierten: Die Glasmalereien sind den genannten Wand-

malereien eng verwandt, ebenso aber das Epitaph des burggräflichen Hofarztes Friedrich Mengot († 1370) in der hohenzollerischen Grabeskirche Heilsbronn.

In der Natur der über längere Zeiträume reichenden Aufstiegsplanungen liegt es, daß die Karriere von Dauer sein sollte (was ja nach heutigem Amts- und Lebensverständnis keineswegs mehr selbstverständlich ist). Es galt, die neugewonnene Macht auch den Nachkommen zu erhalten. Dazu galt es, repräsentative Formen zu finden, die erreichte Rechte und Besitz ebenso dauerhaft zu dokumentieren in der Lage waren, in profaner wie geistlicher Hinsicht. Dabei wird, worauf *Katrin Bourrée/Münster/W.* (*»Private Frömmigkeit« oder religiöse Repräsentation? Strategien der Herrschaftsetablierung Kurfürst Friedrichs II. von Brandenburg im 15. Jahrhundert*) zu Recht verwies, sicher nicht prinzipiell zwischen einer »privaten« und einer »Staats-«Frömmigkeit zu unterscheiden sein. Die Untrennbarkeit beider Sphären legte sie am Beispiel der Neugründung des Prämonstratenserstifts an einem der bedeutendsten Marien-Wallfahrtsorte der von den Hohenzollern frisch übernommenen



Abb. 2
Rydzyna, Schloß,
Vorderseite (Torbus)

Mark Brandenburg, der Kirche auf dem Harlunger Berg bei Brandenburg, überzeugend dar. Gerade die früher mit der Privatfrömmigkeit Kurfürst Friedrichs II. von Brandenburg in Verbindung gebrachte, mit seiner Gründung 1440 an dieser Kirche angesiedelte »Gesellschaft Unserer Lieben Frau« (der sog. Schwanenritter-Orden) war ein probates Mittel, höfischen Zusammenhalt zu verbessern und auch jene märkischen Familien einzubinden, die dem neuen Kurfürstenhaus skeptisch gegenüberstanden. Dies scheint gelungen zu sein, der Anziehungskraft dieser (gewiß auch frommen) Institution folgten bald selbst auswärtige Fürsten. Da die Mitglieder zu häufiger Anwesenheit verpflichtet waren, wurde der Orden in einen märkischen und den fränkischen Zweig mit Sitz an St. Gumbert in Ansbach geteilt. Dies ging mit in den Statuten vorgeschriebenen Formen der Repräsentation einher, die von den Ordensketten bis zur Memoria für die Verstorbenen reichte. Kurfürst Friedrich II. wußte sich mit der Gründung des Ordens auf einer Stufe mit Ordensstiftern wie Wenzel IV. oder den Herzögen von Burgund.

Auch im weltlichen Bereich wird es repräsentative Dokumentationen dynastischer Auf-

stiege und Erfolge gegeben haben, doch sind diese, bis auf steinerne Wappen, in den allermeisten Fällen verschwunden. Das ausgeklügelte Zeremoniell bei Fürstentagen mit seinen bedeutungsvollen Nuancen, wie es Uwe Tresp/Leipzig (*Der »Uffgeruckte« als König von Böhmen. Georg von Podiebrad auf den Fürstentagen zu Beginn seiner Königsherrschaft*) aus den Quellen rekonstruierte, wird wegen der möglichen Unwägbarkeiten ohnehin nicht unmittelbar in Bildern dokumentierbar gewesen sein – etwas anderes sind jene notwendig schematisierenden, doch in ihren Details ebenfalls aussagekräftigen Darstellungen, wie sie z. B. den Besuchs Karls IV. in Paris 1377 in den *Grandes Chroniques* illustrieren. Umso auffälliger, daß in Chroniken solche spontanen oder pseudo-spontanen Handlungen (Wer steigt vor wem vom Pferd? Wer begleitet wen zur Herberge? usf.) mitunter vermerkt werden, was in der Kunstgeschichte noch keinesfalls mit der notwendigen Akribie beachtet wird, während sich inzwischen historische Forschungsbereiche in Münster und Heidelberg mit solchen Themen befassen. Zu einer kunsthistorischen, immer wieder fruchtbar die semiotische Methodik heranziehenden Zeremoniellforschung ist allgemein auf Arbeiten



Abb. 3
Rydzyna, Schloß,
Rückseite (Torbus)

zu verweisen, die aus dem früheren Marburger Graduiertenkolleg »Kunst im Kontext« hervorgingen, zuletzt den v. a. frühneuzeitliche Probleme behandelnden Sammelband: HAHN, Peter-Michael / SCHÜTTE, Ulrich (Hrsgg.): *Zeichen und Raum. Ausstattung und höfisches Zeremoniell in den deutschen Schlössern der Frühen Neuzeit*. München / Berlin 2006. Gottfried KERSCHER spricht in seiner Rezension (*Kunstform* 9 [2008], Nr. 01, URL: http://www.arthistoricum.net/index.php?id=276&ausgabe=2008_01&review_id=12011) zu Recht eines der Grundprobleme an, die Unterscheidung von Fiktion und Realität bei der Überlieferung zeremonieller Handlungen.

Tresp zeichnete am Beispiel König Georgs nach, wie ein gerade von den Reichsfürsten zunächst aufgrund seiner niedrigen Herkunft und der utraquistischen Konfession geradezu „geschnittener“ Aufsteiger durch geschicktes, nicht-auftrumpfendes Verhalten im Medium zeremonieller Begegnungen Vertrauen zu schaffen imstande war, sich mit Kaiser Friedrich III. auf Anerkennung einigte und seine Tochter Sidonia dem jungen Herzog Albrecht von Sachsen zur Frau geben konnte. In der Einleitung würdigte Tresp die im Prinzip nicht unähnliche Erfolgsgeschichte König Matthias

Corvinus' von Ungarn, dessen Repräsentation etwas betont Reiches und, durch die Wahl des italienischen Renaissance-Stils bei den bedeutendsten für den Budaer Hof bestimmten Einzelobjekten auch Fremdartiges an sich hatte. Auf einer von Bonfini besorgten Philostrate-Handschrift ließ er sich in den Kreis der julisch-claudischen Kaiser einreihen, um die von ebendiesem Humanisten konstruierte Herkunft aus dem altrömischen Adelsgeschlecht Corvinus und die Abstammung der Mutter von Kaiser Theodosius dem Großen herauszustellen. Gemessen an seiner tatsächlichen Herkunft wie an der Verwirklichung der mit Hilfe solcher Strategien verfolgten Ambitionen, waren die Anstrengungen vergeudet. Sicher wird dies Thema bei der für dieses Jahr in Budapest geplanten großen Tagung ausführlicher zur Sprache kommen.

Einen ähnlich steilen Aufstieg, der am Ende freilich ebenfalls nicht von dauerhafter Regentschaft gekrönt war, erreichte die aus Kroatien oder Serbien stammende Familie Zápolya in Ungarn, deren architektonische Repräsentation *István Feld/Budapest (Die Residenzen der Familie Z.)* im weitgespannten Überblick nachzeichnete. In Ungarn war sie, als János Zápolya nach dem Tod König Lud-

wigs II. in der Schlacht von Mohács 1526 zum König gewählt wurde, mit 30 Burgen bereits die reichste Magnatenfamilie. Leider fehlen für die meisten ihrer Aufträge heute Ausstattung und Quellen, die präzisere Aussagen zur (geplanten) Funktion, zur Art der Repräsentation möglich machen würden; so ist die von János weiter ausgebauta Budaer Burg weitgehend unter den Neubauten des 18./19. Jh.s verschwunden, und in der noch weitgehend erhaltenen Burg von Szamosújvár (Neuschloß), deren Tor 1542 datiert ist, befindet sich ein Staatsgefängnis. Eindrucksvolle Bauten wie die Ruine der Zipser Burg (Spišský hrad, heute Slowakische Republik) und Burg Trenčín dokumentieren, daß die Zápolya, obwohl frühzeitig dem bequemeren Wohnen in den Städten angegliederten Kastellen und festen Schlössern zuneigend, im Gegensatz zu den meisten anderen Magnatenfamilien ihrer Zeit auch zugige Höhenburgen als Statussymbole hielten, ja diese erst als solche erwarben. Auch eine aus dem bürgerlichen Stand aufgestiegene Familie wie die aus Landau nach Krakau zugewanderten Boner leistete sich im übrigen eine veritable Höhenburg, Ogradzieniec bei Krakau. Die vermutlich von den Zápolya gestiftete Kapelle zu Donnersmark (Spišský Štvrtok, Slowakische Republik) gibt noch immer Rätsel auf (hierzu schon FAJT, Jiří: Der Meister von Okoličné und die künstlerische Repräsentation der Familie Zápolya. In: WETTER, Evelin: *Die Länder der Böhmisches Krone und ihre Nachbarn zur Zeit der Jagiellonenkönige (1471-1526)*. Ostfildern 2004 [Studia Jagellonica Lipsiensia 2], 173-196.

Ein anschauliches Referat von Robert Šimůnek/Prag (*Aufstieg im spätmittelalterlichen Böhmen: Das Beispiel der Familie von Vrchoviště*) leitete über zu den Beispielen eher kurzlebiger Aufstiege. Die Ritterfamilie der Vrchoviště, in Kuttenberg als Verwaltungsbeamte und Bergbauunternehmer reich geworden, wurde durch Kaiser Friedrich III. 1492 in den Reichsfreiherrnstand erhoben, erhielt ein gebessertes Wappen und versuchte durch reiche Repräsentation (erhaltene Wandmalereien in der Burg Žirovnice [Serowitz], Abb. 1, Wandmalereien in der Kuttenberger Barbarakirche, Ausstattung der Kuttenberger Dreifaltigkeitskirche als Grabkirche, Ausbau des Kuttenberger Stadtpalastes

»Hradek« usf.) ihre Stellung zu dokumentieren und zu prolongieren. Freilich hatte die Nobilitierung in Böhmen selbst nicht den erwünschten Erfolg, die Standesgenossen akzeptierten die Aufsteiger nicht, deren Reichtum auch nicht von Dauer war.

Auch in dem Einblick in seine Hof- und Adelsforschungen, den Tomáš Baletka/Nový Jičín (*Der Hof des Olmützer Bischofs Stanislav Thurzo [1497-1540]: Von Außenseitern, Hochstaplern und ehrgeizigen Aufsteigern*) gab, waren mehrere Seiten von Interesse: Bischof Stanislav Thurzo selbst entstammte einer oberungarischen Bürgerfamilie, die durch Handel und Montanindustrie zu Geld gekommen, mit den Fuggern verschwägert war und nun nach geistlichen Fürstentümern strebte (Stanislavs Bruder Johann wurde Bischof von Breslau). Nach fünfzehnjähriger Vakanz »kaufen« die unermesslich reichen Thurzo gleichsam das Bistum Olmütz, lösten alte Schulden ab und schufen so die Grundlage auch für den bekannten Humanistenkreis, den Stanislav bildete. Der eigentliche bischöfliche Hof, der sich seit 1529 wieder in dem ja bis heute durch sein Residenzschloß mit Gemäldegalerie dominierten Kroměříž befand, ist hingegen viel weniger bekannt. Trotz der nicht idealen Quellenlage gelang es Baletka, einen »engeren Hof«, der einschließlich der Kapläne und anderer Mitglieder der kirchlichen Hierarchie sowie ausgewählter Adelige in den Hofämtern etwa 35 Mitglieder umfaßte, von einem »weiteren« zu scheiden, dem der gesamte Lehnsadel des Bistums angehörte. Dabei konnte Thurzo für den gleichsam neu entstandenen inneren Hofkreis ganz eigene Vorlieben zur Geltung bringen, auch polnische und schlesische Höflinge heranziehen, freilich nicht immer mit echtem Erfolg, wie eine Reihe von Entlassungen und vor allem der Fall des enorm verschuldeten Hochstaplars Ladislaus von Kaaden (Lacek von Kadaň, † 1553) belegt, der den Reichen nur spielte und mit dem Erwerb dreier Festungen Wehrhaftigkeit und Repräsentation vortäuschte.

Jaroslava Hausenblasová (Leipzig; *Hofmann von Grünbüchel und Strechau: Der Aufstieg einer »Hoffamilie«*) stellte die Entwicklung und Repräsentation einer steirischen Familie vor, die seit dem Amtsantritt des Königs und späteren Kaisers Ferdinand I. (1521) über einen längeren Zeitraum zu jenen »Hoffamilien« gehörte, deren Mitglieder immer wieder Ämter an dem in seiner Struktur reformierten und internationalen Hof bekleideten. Die Hofmann von Grünbüchel sind weniger bekannt als andere, die den Wiener Hof teils bis zum Ende des Kaiserreichs 1918 prägten (Hardegg, Liechtenstein, Mollart, Teufel von Guntersdorf, Trautson oder Vels aus Österreich, Černin, Sternberk oder Valdštejn aus Böhmen und Mähren, Palffy aus Ungarn), was vor allem mit ihrem frühen Aussterben im 17. Jh. zusammenhängt. Johann Hofmann gelang es, 1526 vom Hauptmann von Wiener Neustadt zunächst zum Schatzmeister des Königs aufzusteigen, später auch zum Geheimen Rat und Obersten Hofmei-



Abb. 4
Rydzyna,
Schloß, Deckenbild,
Ausschnitt,
Vorkriegsaufnahme
(Torbus)

ster. 1540 wurde die Familie in den Freiherrenstand erhoben. Allerdings schloß sich Johann nach dem Ausscheiden aus dem Hofdienst den Protestanten an, was die Verstetigung der Hofdienste für seine Söhne zunächst nicht bedrohte, auf die Dauer der konfessionellen Auseinandersetzungen gesehen jedoch zu Problemen führen mußte: Johanns jüngster Sohn Ferdinand wurde deshalb 1600 aus dem Hofdienst entlassen. Als besonders eindrucksvolles Beispiel der Repräsentation hat sich auf der 1528 erworbenen Burg Strechau eine 1570/80 manieristisch gestaltete Decke der sog. Protestantischen Hofkapelle erhalten.

Ungemein konkret und anschaulich war auch der Einblick, den *Václav Bůžek* (České Budějovice; *Oberkammerdiener: Repräsentation der Aufsteiger in der Rudolfinischen Leibkammer*) in den engsten Kreis des Prager Hofes Kaiser Rudolfs II. gab. Dessen Oberkammerdiener, von denen besonders *Jeroným Makovský* von Maková (1603 entlassen) und *Philipp Lang* von Langenstein (entlassen 1607) vorgestellt wurden, waren Aufsteiger im klassischen Sinne, vom Kaiser aus niedrigem Stand über das Übliche hinausgehoben, zudem durch üppige Geschenke offenbar regelrecht verhätschelt. Insofern verwundert es kaum, daß sie die ungeschriebenen Grenzziehungen zwischen recht und unrecht ignorierten, ihre Monopolstellung bei Hof schamlos ausnutzten, Besucher des Kaisers gnadenlos ausnahmen und selbst ungeheuren Reichtum anhäuferten, der ihnen dann beim Sturz ebenso schnell wieder genommen wurde. Die private Repräsentation dieser Hofdiener, überliefert v. a. durch Gesandte fremder Höfe, die sie notgedrungen aufsuchten, hatte etwas Kaisergleiches, insbesondere bei Lang, der zum einen mit der Hofkultur Rudolfs in engster Verbindung stand, zum andern genau diese auch für sich selbst beschaffte, vermittels des durch Besucher zu entrichtenden »Bakschisch«.

Den Abschluß bildete der Vortrag von *Tomasz Torbus* (Leipzig; *Die Karriere und das Mäzenatentum Graf Sulkowski [1695-1762], des sächsischen Ersten Ministers*), der zudem die Repräsentation eines Absteigers ins Zentrum stellte. *Józef Aleksander Graf Sulkowski* stammte aus niedrigem Adel und hatte seine Ernennung zum Ersten Minister Sachsens 1733 vielleicht der Tatsache zu verdanken, daß er unehelicher Sohn Augusts des Starken war. Torbus stellte vor allem die Zeit nach seinem Sturz 1738 ins Zentrum, als Sulkowski durch eine Intrige des Grafen Heinrich von Brühl aus seinen Ämtern entlassen wurde. Nachdem er sich zuvor mit dem Kasimir-Palais in Warschau und seinem Dresdener Palais selbstverständlich in die sächsische Hofkultur eingegliedert hatte, entfaltete Sulkowski nun, von den Habsburgern in den Reichsfürstenstand erhoben, eine entsprechend schlesisch-habsburgisch geprägte fürstliche Kultur. Da die Bauten in seinem Mediatherzogtum Bielitz in Österreichisch-Schlesien (heute Bielsko-Biala) weitgehend verändert wurden, bleibt heute vor allem Schloß Rydzyna in Großpolen, das von dem Schlesier Karl Martin Frantz auf der Basis eines älteren Schlosses zur Residenz ausgebaut wurde (Abb. 2-4). Leider wurde es im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt und so sind die 1743 geschaffenen Deckenfresken, die den Grafen und seine im selben Jahr geheiratete Frau Anna Przebenowska verherrlichen, nurmehr als schwache Kopien der 1980er Jahre vorzufinden. Anscheinend hat Sulkowski, die reale Lage verkennend, noch lange darauf gehofft, rehabilitiert zu werden, und auch dafür seinen Status in Bauten und ihrer Ausstattung repräsentiert. Allerdings vergeblich, denn er starb kurz vor Brühl und August II. im Jahr 1762, ohne seine Ämter wiedererlangt zu haben.

Wegen der Absage einiger Referenten entfiel der Bereich bürgerlicher Aufsteiger und ihrer

spezifischen Situation. Hier ist auf die vorge-sehene Publikation der Beiträge zu hoffen. Es fehlten aber auch Referate grundsätzlichen Charakters, z. B. zunächst zu einer präziseren Definition von Außenseiter- und Aufsteiger-tum, wofür sicher auch Beiträge von Soziolo-gen oder Psychologen zu wünschen wären. Was in den Einzelfällen nachgezeichnet wer-den konnte, nämlich die jeweilige Gelegenheit aufzusteigen oder die Position des Außenseiters zu verlassen, und dann der Erfolg oder Mißerfolg von Legitimierungsversuchen durch die Mittel der Repräsentation – dies wäre ebenso einmal übergreifend zu betrachten.

Auch das Feld zeitgenössischer literarischer Werke, die das Tagungsthema reflektieren (zu erinnern ist an den wiederum nur von Uwe Tresp in seiner Einleitung erwähnten *Helmbrecht*, der seinen Aufstieg durch adels-gemäße, vermeintliche Äußerlichkeiten zu demonstrieren suchte), konnte nicht beachtet werden. Denn dann wäre aus einer mittelgroß geplanten eine »ausgewachsene« Tagung geworden, und es scheint tatsächlich fruchtbar-er, zu den genannten Themen einmal eine wiederum zeitlich begrenzte, dafür aber ebenso intensive Fortsetzung zu planen.

Markus Hörsch

Un'altra bellezza: Francesco Furini

Florenz, Palazzo Pitti, Museo degli Argenti, 22. Dezember 2007 bis 27. April 2008. Katalog hrsg. von Mina Gregori und Rodolfo Maffei mit Beiträgen (ital. und frz.) von Roberto Contini, Ladislav Daniel, Mina Gregori, Rodolfo Maffei, Catherine Monbeig Goguel, Massimiliano Rossi und Tristan Weddigen. Florenz, Mandragora 2007. 319 S., zahlr. Abb., ISBN 978-88-7461-105-8, € 40,-

Auch zwanzig Jahre nach der monumentalen Ausstellung *Seicento fiorentino* (Florenz, Palazzo Strozzi 1986/87) muß man bezweifeln, daß die Allgemeinheit mit der florentinischen Barockmalerei vertraut ist – zum Kummer mancher Einheimischer. Die aus nordalpiner Sicht anachronistische Konkurrenz der italia-nischen Kunstregionen trat erst kürzlich wie-der zu Tage, als der Salone terreno des Appartamento d'Estate im Palazzo Pitti anlässlich des dort präsentierten Bandes von Steffi Roetgen zur Wandmalerei im Barock von (toskani-schen) Kollegen als originär florentinisches Denkmal barocker Dekorationskunst gefeiert wurde. Abgesehen von solch müßigen Streit-fragen hätte der Raum jedoch auch für die Ausstellung *Un'altra bellezza* nicht besser gewählt werden können, findet sich doch an seiner Nordwand mit den Fresken der »Plato-nischen Akademie des Lorenzo Magnifico« und einer »Allegorie auf den Tod Lorenzos«

ein spätes Hauptwerk des bereits ein Jahr nach ihrer Bezahlung verstorbenen Florentiner Malers Furini (1603-46). Abgesehen von zwei kleineren Ausstellungen von Zeichnungen (Palazzo Strozzi 1969 und Gabinetto Disegni e Stampe degli Uffizi 1972) war dies die erste ihm gewidmete monographische Schau über-haupt. Das Interesse der Kuratoren galt den-noch nicht einer vollständigen Präsentation des malerischen Œuvres oder der detaillierten Diskussion von Zuschreibungsfragen, son-dern einer thematisch gegliederten Gegenüber-stellung von mehr als vierzig exemplarischen, teilweise eigens zu diesem Anlaß restaurierten Werken aus Sammlungen mehrerer Länder. Der direkte Vergleich einer Gruppe von Gemälden Furinis war bisher allein (und in wesentlich geringerem Umfang) in *Seicento Fiorentino* möglich gewesen.

Furini hat, wie etwa auch Giovanni da San Giovanni oder Francesco del Cairo, in der